



Pikante und heitere Blätter.

Erscheinen wöchentlich einmal. Bestellungen werden in allen Buchhandlungen, Zeitungs-Expeditionen und Postanstalten oder direct bei unserer Administration (Redaction und Administration: Budapest, IV. Hatvanergasse 2) angenommen. — Beiträge werden honorirt, Manuscripte nicht zurückgeschickt.

Pränumerationsbetrag für Oesterreich-Ungarn:
 auf 1/2 Jahr 2 fl. 50 kr. — 1/3 Jahr 4 fl. 50 kr. — 1 Jahr 8 fl.
 für Deutschland und das übrige Ausland:
 auf 1/2 Jahr 4 Mark 50 Pf. — 1/3 Jahr 8 Mark — 1 Jahr 14 Mark.



Ein Nachtfest.

Wie alljährlich war auch heuer Baron Meersberg Ende Mai von seinem bescheidenen Landsitze in der

Steiermark nach Wien gekommen, um da von den letzten Vergnügungen der Saison noch mitzunaschen. Er wußte, daß Graf Witols, der mit aller Welt auf gutem Fuße stand, ihn mit Einladungen versorgen werde. Er hatte denn auch

nicht lange zu warten; zwei Tage nach seiner Ankunft erhielt er durch die Vermittlung seines Freundes von dem steinreichen und prunkliebenden Bankier Spiridion eine Einladung zu einem venetianischen Nachtfest.

Es war ein parfümirtes Blatt Velinpapier mit einer Sphinx-Silhouette in der Ecke und folgendem Texte:

„Herr Spiridion bittet den Herrn Baron Meersberg, Freitag am 11. Mai den Abend bei ihm zuzubringen. Die Schönheit unter der Maske ist Vorschrift.“

Der Baron war entzückt, denn er hatte von den wunderbaren Festen des reichen Griechen fabelhafte Dinge erzählt gehört. Er dachte nun zunächst an das Kostüm, das er wählen sollte und beeilte sich, seinen Freund aufzusuchen, um diesen zu Rathe zu ziehen.

— Ich rathe Dir, den venetianischen Mantel zu Hause zu lassen; er ist nicht leicht zu tragen — sagte Graf Witolf. Nimm lieber den rothen Frack und das weiße Gilet, dazu schwarze Kniehose und schwarze Seidenstrümpfe, den Zweispitz unter den Arm. Bei Deinem vortheilhaften Wuchse darfst Du in einem solchen Kostüm auf die schmeichelhaftesten Erfolge zählen.

— Glaubst Du denn wirklich, daß es noch große Damen gibt?

— Spiridion versammelt in seinen Salons alle Stände, bis zu den höchsten hinauf; man kommt, weil man weiß, daß man sich gut unterhalten werde. Man findet dort Damen der haute finance und Damen des hohen Adels, Schauspielerinnen und Aspasiaen. Glücklich wäre der Asmodi, dem es gelingen würde, alle diese rosa, schwarzen und perlgrauen Dominos zu enthüllen, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, in dieser venetianischen Nacht durch ihr liebenswürdiges Geplauder, durch ihre verführerische Schönheit und Koketterie so viele junge Leute zu bezaubern. Wie viele Intriguen werden da geschürzt und gelöst! . . . Wie viele kühne Worte fliegen da von Mund zu Mund! . . . Und vergiß nicht: die Schönheit unter der Maske ist Vorschrift!

II.

Die drei Stockwerke des Palais Spiridion erstrahlten im Dunkel der Nacht wie ein Schloß in „Tausend und einer Nacht“. Eine elegante Treppe, deren Bronzegeländer im blendenden Lichte schimmerte, führte bis zur blaugestirnten Wölbung hinan, an welcher ein riesiger Kuster in der Form einer silbernen Glocke angebracht war. Diese Treppe war jetzt eine wahre Jakobsleiter, auf der duftige Gestalten auf- und niederstiegen. Auf den Treppenstufen saßen Frauen an der Seite eleganter, ordengeschmückter Herren, und musterten die Ankommenden und gaben sich alle Mühe, die Maskirten zu errathen. Einige schöne Frauen, denen es wichtiger war zu gefallen, als ihre verrätherischen Reize zu verhüllen, standen im ersten Stock, auf dem Treppenabsatz, über die Rampe gebückt und zeigten in gesuchten Stellungen ihre kräftigen Hüften. Hier stand auch der Hausherr Spiridion, mit seinem freundlichen Lächeln, seinen feinen Zügen in dem klassischen Kopfe, mit dem schütterten schwarzen Kraushaar und dem parfümirten, langen, schwarzen Barte. Eine reich gestickte Dalmatila hing von seinen Schultern und verhüllte nur unvollkommen den eleganten Frack.

— Ich bin bei mir selbst nur Gast, sagte er, seinen Gästen die Hand reichend. Ich öffne mein Haus, gebe meinen Gästen Gelegenheit zu plaudern, gebe ihnen zu essen und zu trinken und lasse im Uebrigen Jedermann die Freiheit, sich so zu unterhalten, wie er kann und wie er will.

In den Salons gab es schon ein buntes Gewühl von Masken beiderlei Geschlechtes. Fragen flogen hin und her; silberhelles Gelächter tönte unter den Gesichtsmasken hervor; da wurde ein Küßchen geraubt, dort krachte ein Seidenleibchen unter dem Drucke einer allzu stürmischen Hand und zu dieser großen Symphonie des Vergnügens machte ein kleines Orchester eine diskrete, wollüstige Begleitung.

Da und dort brachte eine Gruppe von Rothbröcken einen hellen Ton in diese Masse von schwarzen Dominos. Ein Spaßmacher warf sich dem ersten besten weiblichen Domino in die Arme, indem er ausrief:

— Endlich finde ich Dich wieder, nach zwanzigjähriger Trennung . . . Ach, Pamela! Was habe ich Deinethalben gelitten! . . .

Und er zog den verblüfften Domino in einen entlegenen Winkel.

Ein Anderer nahm auf gut Glück zwei Frauen bei der Hand, stellte sie einander gegenüber und sprach mit hohler Stimme:

— Meine Damen! Sie Beide wissen nicht, wer Sie sind! Aber wenn Sie es wüßten, Himmel! welche Ueberraschung wäre das für Sie! . . .

Dann eilte er davon und überließ die beiden Frauen ihrer sprachlosen Verwirrung, und dem Gelächter der Umstehenden.

Es läßt sich denken, daß Baron Meersberg in diesem sinnverwirrenden Gewühl keinen Augenblick von der Seite des Grafen Witolf weichen wollte.

— Wer ist jene kleine, dicke Dame? fragte er seinen Mentor.

— Das ist die Fürstin Schwarzenbach.

— Und jene lange Hopfenstange?

— Fräulein Milly Mayer vom K. Theater.

— Und jene große, staatliche Dame?

— Die kennst Du nicht? Das ist die berühmte Sarah Bernhardt, die eben jetzt im Burgtheater gastirt.

Der wackere Baron Meersberg hoffte zuversichtlich, daß er das gesuchte Abenteuer auch finden werde. Graf Witolf seinerseits begann allmählig seinen Freund aus der Provinz langweilig und lästig zu finden und sann auf ein Mittel, sich seiner zu entledigen.

Als sie durch einen abseits gelegenen Salon kamen, sahen sie daselbst eine sehr starke Dame von majestätischer Haltung in einem großen Fauteuil sitzen. Die herausfordernde Fülle ihrer Formen war nur unvollkommen unter einer schwarzen Seidenrobe, die mit einer Guirlande von Theerosen gepuzt war, verborgen. Das Haupt zierte ein Brillanten-Diadem mit einem großen Stern in der Mitte.

— Ach, mein Freund! rief Baron Meersberg; welch' ein bezauberndes Geschöpf!

— Jugendlicher Schwärmer, diese mußt Du Dir aus dem Kopfe schlagen! entgegnete Graf Witolf. Es gibt kühne

Wünsche, die mörderischer sind, als das Gift der Borgia! Grüße ehrerbietig und gehen wir weiter!

— Warum denn?

— Es ist die Königin von Kappadozien!

— Eine Königin! Wenn ich es wagen würde! . . .

— Ich hatte auf dem Ball des griechischen Gesandten die Ehre, Ihrer Majestät vorgestellt zu werden und will sie ehrerbietigst fragen, ob sie Deine Huldigung entgegen nehmen wolle.

— Mach' rasch!

Witolf näherte sich voll Ehrfurcht der starken Dame, verneigte sich bis zur Erde und sagte im Flüstertone:

— Wie findest Du den Herrn, der in meiner Gesellschaft ist?

— So, so; etwas grün!

— Möglich; das hindert ihn nicht, der Baron Rothschild zu sein.

— Welcher? Der Adolph?

— Nein, der Andere.

— Ach, es gibt ihrer so viele! . . .

— Er findet Dich herrlich und wünscht Deine Bekanntschaft zu machen.

— Ein Rothschild! Schnell stellen Sie mir ihn vor!

— Gib Acht, was ich Dir sage: Wenn Du ihm gefallen willst, so laß ihn merken, daß er es mit einer sehr großen Dame zu thun habe, mit einer Prinzessin von Geblüt, die einem Throne nahe steht . . .

— Verstanden; führen Sie ihn nur her.

Witolf nahm Meersberg, der sich im siebenten Himmel glaubte, bei der Hand, und führte ihn zu der starken Dame, die mit vollendeter Anmuth grüßte; dann zog er sich diskret zurück und ließ die Beiden allein.

— Und nun, Madame, da wir allein sind, — stammelte Meersberg — lassen Sie mich auf den Knien zu Ihnen sprechen, wie es mir geziemt.

— Sie wollen eine Bitte vorbringen, Baron? Wohl, die Audienz ist eröffnet; was verlangen Sie?

— Verzeihung für den armen Wurm, der es wagt, einen Stern zu lieben . . . Unter der duftigen Hülle von Seide und Spitzen errathe ich die königliche Schönheit und flehe um ein wenig Liebe.

— Kind! Wer glaubt noch an Liebe? Sie heißt Enttäuschung . . .

Sie legte die behandschuhten Finger auf den Kopf des Barons und spielte mit seinem blonden Haar. Die Königinnen haben manchmal Launen wie einfache Sterbliche. Vielleicht wird diese die Huld haben, zu ihm herabzusteigen, da er es nicht wagen darf, sich zu ihr zu erheben . . . Er wappnete sich mit übermenschlichem Muthe und wagte einen langen, leidenschaftlichen Kuß auf den vollen Arm zu drücken, just an der Stelle, wo der Handschuh endigte.

Der Domino neigte sich erbebend zurück . . .

Und plötzlich fühlte Meersberg, wie sich zwei wunderbare Arme um seinen Nacken legten . . .

Draußen tönte das Geräusch des Festes weiter; von Zeit zu Zeit drangen die Schallwellen der Musik in dieses einsame Gemach. Dann und wann verirrte sich ein Paar hie-

her, doch zog man sich allsogleich wieder zurück, als man es so wohlbesetzt sah. „Man erkennt sie“ — dachte Meersberg, — „und respektirt ihr Infognito.“ Welche Nacht! Himmel, welche zaubervolle Nacht! . . .

Nach einer Weile kam Witolf zurück.

— Der liebenswürdige Hausherr ruft zum Souper, sagte er. Ich glaube nicht, Madame, daß Sie Ihre Würde in dieser bunten Menge auf's Spiel setzen wollen. Was beschließen Sie?

— Gnade, Madame, und verlassen Sie uns nicht! flehte Meersberg. Ich habe Ihnen so Vieles zu sagen. Lassen Sie uns irgendwohin soupiren gehen.

— Wo denkst Du hin? unterbrach ihn Witolf. Madame kann sich doch nicht in irgend einem Nachtrestaurant kompromittiren. Ich schlage Folgendes vor. In meiner Dornbacher Villa habe ich für alle Fälle ein kleines Souper für einige Freunde bereiten lassen. Wenn Madame meine unterthänige Einladung annehmen wollten, so würde ich mein Ehrenwort verpfänden, daß Niemand es wagen wird, das Geheimniß Ihres Besuches zu ergründen.

— Es sei, sagte einfach die starke Dame. Ich nehme an und lasse mich entführen.

III.

Sechs Gäste — drei Herren im rothen Frack und drei Damen im Domino — waren in der Villa des Grafen Witolf versammelt, als dieser mit dem Baron Meersberg und der unbekanntem Angebeteten daselbst anlangte. In zwei geflüsterten Worten unterrichtete der Hausherr seine Gäste von der Sachlage und dann begann das Souper. Die Damen hatten gebeten, die Gesichtsmaske behalten zu dürfen; das hinderte sie nicht, unter dem Spitzenbesatz fleißig die Champagnerkelche zu leeren. Meersberg saß an der Seite der Königin, die er mit den Blicken verschlang, während sie mit graziösen Bewegungen eine Anzahl von Krebsen verzehrte. Das Souper belebte sich allmählig und man begann den Respekt beiseite zu lassen; die Stühle wurden zusammengerückt und die Herren legten die Arme um den Leib ihrer Nachbarinnen, die ihrerseits sich nicht scheuten, das etwas schwere Köpfchen an die Seiden-Umschläge der rothen Fräcke zu lehnen. Meersberg war bezaubert, denn die Königin hatte soeben geruht, ihr Füßchen auf seine Tanzschuhe zu stellen.

— Euere Majestät wollen mir verzeihen! . . . rief er in einem unbefleglichen Verlangen aus, indem er sie um den Leib faßte und in das Schlafzimmer zog.

— Baron! Baron! Was wollen Sie? Nehmen Sie doch Vernunft an!

Doch ihr Widerstand währte nicht lang und sie gestattete dem Baron alle Freiheiten. Da ward es im Nachbarzimmer plötzlich still; die starke Dame spitzte die Ohren und eilte dann, nachdem sie ihren glühenden Anbeter zurückgedrängt, in das Speisezimmer. Die Gäste waren verschwunden; sie eilte zur Thüre, — dieselbe war geschlossen.

— Das ist eine schändliche Falle! schrie sie.

— Madame, ich schwöre Ihnen, daß ich dabei unschuldig bin!

Im Grunde war der Baron entzückt. Der brave Witolf wollte ihm ein ungestörtes Alleinsein verschaffen und er wäre

wahrhaftig dumm, wenn er die Gelegenheit nicht beim Schopfe nähme. Er faßte seine Dame, um die Unterhaltung dort aufzunehmen, wo sie unterbrochen worden, und zog sie gegen das weit offene Himmelbett. Allein, so willfährig sie vorhin gewesen, so lange noch Gäste da waren, ebenso widerspänstig zeigte sie sich jetzt.

— Ich bitte Sie, lassen Sie mich! es ist gewiß schon heller Tag!

— Nein! versicherte der Baron; die Nachtigall ist's und nicht die Lerche! . . .

Die Maske war herabgeglitten, die Spitzen waren zerissen, die Haare waren in dem Kampfe in Unordnung gerathen, aber der Baron sah nichts und hörte nichts. Endlich stammelte die arme Besiegte:

— Lassen Sie mich doch wenigstens bei Zeiten fort, um meinen Laden zu öffnen! . . .

Der Baron fuhr in die Höhe, betrachtete seine Dame mit weit offenen Augen und fragte:

— Ihren Laden? Sind Sie nicht die Königin von Kappadozien?

— Nein; ich bin die Wittwe Rachel Silberstein und habe einen Karitäten-Laden am Salzgras.

Meersberg musterte mit erstaunten Blicken seine Dame und je länger er sie musterte, desto mehr erkannte er, daß sie ganz und gar nichts Königliches an sich habe.

Bernichtet sank er in einen Stuhl. Die Wittwe Rachel Silberstein aber gewann ihre Ruhe wieder und sagte mit holdseligem Lächeln:

— Nichts für ungut, Herr Baron! Ich verlange nicht, daß Sie mich bis zu meinem Wagen begleiten; aber es wird mich sehr freuen, wenn Sie mich so bald als möglich in meinem Laden besuchen. Ich habe sehr schöne Sachen; etwas theuer zwar, aber was hat das bei Ihnen zu bedeuten! Ein Baron Rothschild! . . .

— Ich, Baron Rothschild? Ich heiße Meersberg und habe kaum so viele Morgen Ackerland, als Rothschild Millionen in seinen Kassen.

— Pfui Teufel! sagte Rachel Silberstein mit einem Blick voll unsäglicher Verachtung.

Dann holte sie aus den Tiefen ihres Domino's einen Schlüsselbund hervor, öffnete mit einem ihrer Schlüssel die Thüre und eilte davon, ohne den unglücklichen Baron auch nur eines Blickes zu würdigen.

Jean qui rit.



O U J O U X.

Ohne Verlangen gibt es keine Liebe, aber das Verlangen allein ist noch keine Liebe.

*

Aus Gesundheitsrücksichten heirathen heißt aus Durst sich ertränken.

*

Der Händedruck einer Frau ist eine deutliche Sprache; wer sie nicht versteht, ist der Fortsetzung dieser Sprache nicht werth.

*

Die Verschämtheit ist die gefährlichste Waffe im Arsenal der Frauen.

*

Den Frauen glauben ist angenehm; an ihnen zweifeln ist nützlich.

*

Die Jugend der Frau ist Frühling und Herbst zugleich: sie gewährt uns Blumen und Früchte.

*

Die Frau ist eine Blume, die erst in der Hand des Mannes ihre Form erhält; dem Geliebten ist sie eine duftige Nelke, dem Gleichgiltigen eine windige Katschrose, dem Verhassten eine Distel.

*

Das Lächeln einer schönen Frau ist wie der Duft einer Blume: sie erfreut die Menschen damit, ohne von ihrem Reiz etwas einzubüßen.

*

Die Liebe eines Mädchens ist wie süßer Most: wir berauschen uns daran, ehe wir uns dessen versehen; die Liebe einer Frau ist wie alter Wein: der Genuß derselben erfreut und stärkt zugleich.

*

Die Liebe der Frau ist ein Kapital, dessen Zinsen für den geliebten Mann kapitalisirt werden; doch darf man an das Kapital nicht rühren, sonst wird die Frau es gar bald verschwenden.

*

Willst Du die Liebe einer Frau Dir erhalten, so darfst Du keinen Freund und darf sie keine Freundin haben.

*

Viele Ehen werden in den Bädern geschlossen, noch mehr aber gelöst; oft liegt nichts dazwischen, als eine — Ballsaison.

*

Je schöner eine Frau ist, desto weniger Stoff braucht sie zu ihrem Badekostüm.

*

Das Wasser ist oft gefährlicher als das glatteste Parket; viel Glück und Ehre ist darin schon zu Fall gekommen.

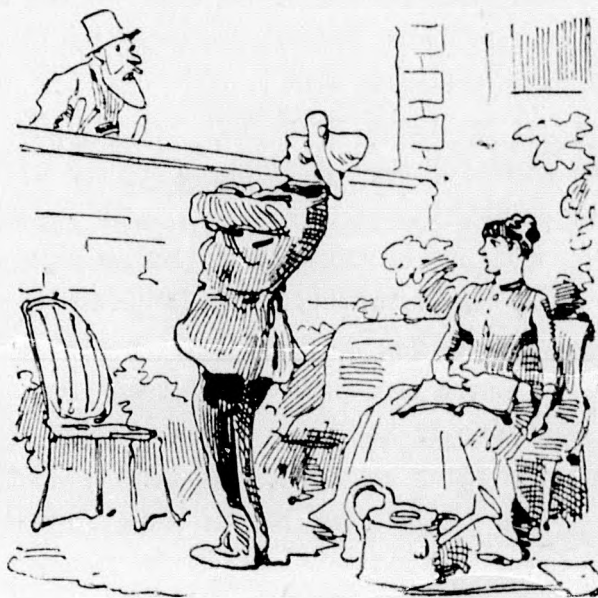
In der Manège.



- Wie, Ihre Eltern haben Ihnen keinerlei Unterricht gegeben?
 — Nein; sie gaben mir nichts als diese zwei Beine.
 — Nun, im Grunde bin ich auch damit zufrieden.



- Denke Dir: seit zwei Stunden sitze ich hier allein!
 — Dann Adieu! Aus Anderer Schaden soll man klug werden.



- Was suchen Sie da auf meiner Gartenmauer?
 — Ich wollte nur zuhören, was das Fräulein Ihnen vorliest.

Ein böser Tag.

Viktor Graf Rhode schleuderte wüthend die Karten hin. Das ist denn doch eine Schmach! Er spielt seit zwei Stunden und hat nicht ein einzigesmal gewonnen. Der kalte Schweiß perlte ihm auf der Stirne, als er dem langen, hagern Baron Plank die letzten zehn Thaler hinwerfen mußte. Der liebe Herrgott weiß auch nicht immer, wem er das Geld gibt! Was soll dem alten, ausgetrockneten Baron der viele Gewinn? Seine Frau sucht anderwärts Ersatz; er aber hat schon abdizirt; selbst seine Augen finden keine Freude mehr am Schönen.

Graf Viktor spielte jetzt schon „auf Ehre“ und als es auch so nicht gehen wollte, schlug er — wie gesagt — die Karten auf den Tisch hin und erhob sich wüthend.

— Ich spiele nicht mehr!

*

— Heute werde ich in der Liebe Glück haben, sagte er sich und begab sich zur kleinen, stumpfnasigen Ballettuse, die mit ihren kindlichen, rothen Lippen und ihren kleinen, schütterten Zähnen so süß lachen und so küssen kann, daß man nicht

weiß, ob sie Einem Flammen einhaucht oder die Seele ausfaugt . . .

Er schlug sich den Verdruß, den er beim Kartenspiel gehabt, schnell aus dem Kopfe und eilte behend in das zweite Stockwerk hinauf, in das liebevolle, ausgesteppte Nest der kleinen Ballerine.

Als er läutete, steckte die häßliche, alte Wirthschafterin ihr kupferrothes Antlitz zur Thüre heraus.

— Die „Gnädige“ ist heute Früh abgereist.

Graf Viktor fuhr enttäuscht zurück. Die Alte aber fügte brummend hinzu:

— Sie hat für den Herrn Grafen einen Brief zurückgelassen. Bitte, nehmen Sie.

Der Graf las Folgendes:

„Mein Aeffchen! Ein seltenes Glück war mir beschieden: der russische Fürst, der Deiner Frau den Hof gemacht, hat sich in mich verliebt und mich entführt. Denke Dir, der Russe! Der interessante, weißhaarige Russe! Noch niemals hatte ich einen Russen zum Geliebten. Einen Monat will ich's mit ihm versuchen. Bis dahin Adieu! Behalte die Wohnung; ich komme bald zurück, denn ich liebe Dich. Pußi!“

Graf Viktor zerriß den Brief und wandte sich mit den Worten an die Alte:

— Sagen Sie der Kleinen, daß ich nun auch extravagant sein und — meine Frau lieben will!

Dann ging er.

*

— Alle Wetter, ist das ein böser Tag! brummte er. Meine Frau? Hahaha! . . . Warum nicht? Nun gehe ich doch nach Hause!

Und Graf Viktor ging nach Hause, um seine Frau zu lieben.

In dem warmen, traulichen Heim wehte ihm ein freundlicher, anheimelnder Duft entgegen, der ihm schier zu Kopfe stieg. Leise, auf den Fußstehen trat er ein. Ein bitteres Lachen wandelte ihn an, denn er dachte, daß, um sein Mißgeschick an diesem Tage voll zu machen, es sich leicht treffen kann, daß er bei seiner Frau — einen Andern findet.

Er fand bei ihr in der That — ein altes Weib.

Seine Frau aber lag im Bette, im schneeweißen Linnen, das ihren glühenden Leib bedeckte; und wie ihr runder, weißer Arm auf der blau seidnen Decke ruhte, glaubte man den Torso einer antiken Statue zu sehen, in welcher lebendiges, feuriges Blut pulst.

Erstaunt betrachtete Graf Viktor seine Frau. Er fand sie schön, wunderbar schön und in seiner Seele regte sich die Reue darüber, daß er sie so arg vernachlässigte.

Dann wieder fuhr er erschrocken zusammen. Seine Frau ist krank und er hat nichts davon gewußt.

Da schlug ein leiser, wimmernder Ton an sein Ohr.

Die Gräfin aber, als sie seiner ansichtig ward, flüsterte ihm zu:

— Viktor, küsse Deinen Sohn!

— Meinen Sohn! . . . stammelte Viktor, indem er im Halbdunkel des Zimmers suchte.

Das alte Weib hielt ihm den Neugeborenen im Wickelpolster hin.

Graf Viktor nahm das Kind aus den Händen der Wärterin, betrachtete es eine Weile, dann begann er es in seinen Armen zu wiegen und brummte melancholisch dabei:

— Verdammter Kusse! Die Geliebte hast Du mir entführt und Das hast Du mir zum Ersatz zurückgelassen! . . .

Eduard.

Was über Liebe gesagt wurde.

Lieben und Nichtlieben sind gleich unangenehm. *Anakreon.*

Der Liebe Zeuge ist die Zähne.

Ich mag mein Paradies nicht sehen,

Wenn ich darin nicht wohnen darf.

Byron.

Der Mann wird selten sein,

Der eine Einz'ge liebt allein.

Byron.

Die Liebe ist dichterisch: ihr geht der Stoff nie aus.

Casanova.

Es gibt keinen Mann, der nicht geglaubt hat, daß seine Geliebte ihn liebe; auch gibt es keinen, der nicht durch seine Liebe betrogen worden ist.

Dumas père.

Liebe ist ein hohler Zahn, doch nicht in der Kinn-, sondern in der Herzenslade steckend. — Liebe ist das Hühnerauge des Herzens.

Guido.

Der Schatten jedes hübschen Mädchens ist ein Verliebter.
Dumas père.

Wäre die blinde Wollust Liebe zu nennen,

So müßte Schönheit für ein Uebel gelten.

Dante.

Liebe ist ein Vogel, der ewig pfeift und singt,

So lange man ihm pünktlich sein gutes Futter bringt.

Korbett.

Wo die Gesundheit, das Geld und die Liebe aufhört, da fängt das Christenthum an.

Ein Thor ist immer willig, wenn eine Thörin will.

Heine.

Die Liebe ist eine Leidenschaft, die den Menschen verthiert.

Montaigne.

Macht, Liebe und Wein verführen zu unmäßigen Dingen.

Ovidius.

Der erste Kuß ist das Morgenroth der Liebe und das Abendroth der Keuschheit.

E. M. Öttinger.

Die Jugend ist eine Blume, deren Frucht die Liebe ist. Glücklicher, welcher sie bricht, nachdem er sie langsam reifen sah.

Pindar von Theben.

Die Liebe ist ein Wolfshunger, der Lämmer verschlingt.

Plato.

Wahre Liebe kann nicht Maß halten.

Propertius.

Juwelen sprechen oft in ihrer Stummheit

Zu einem Weibe mehr als alle Worte.

Shakespeare.

Die Liebe ist ein durch Schönheit geweckter Zeugungstrieb.

Socrat s.

Die Fliege.

— Frei nach Äsop. —

Schön Zulchen ruht in ihrem Bett,

Entblößt und keusch — das Bild ist nett — ;

Ein Flieglein steigt auf ihren Arm

Und bleibt da steh'n ganz ohne Harm.

„Du darfst da bleiben“ — Zulchen spricht —

„Doch sei hübsch brav und rühr' Dich nicht.“

Die Mahnung, leider, nützt nicht viel,

Auf schneeweißem Busen treibt ihr Spiel

Die kleine Fliege, läuft hin, läuft her

Und Zulchens Wangen erröthen sehr.

„Hoho, so war es nicht gemeint;

Meiner Ruhe bist Du ein böser Feind!“

Die Fliege thut, als wär' sie taub

Und erforscht die Hüften ohn' Verlaub.

Schön Zulchen reckt sich voller Lust

Und drückt den Polster an die Brust.

Zum Kusse spizen die Lippen sich:

„Wo bleibst Du, süßer Friederich?“

Es jagt in den Adern so roth das Blut,

Die Wange lodert in Feuersgluth,

Der schöne Körper — er zuckt und bebt,

Ein tiefer Seufzer der Brust entschwebt:

„Ich sag' Dir's, Fliege, sei nicht feck!

Das duld' ich nimmer; hinweg, hinweg!

Le fripon.

Der Dritte.

Doktor Trinquetal, eines der angesehensten Mitglieder des Advokaten-Standes zu Toulouse, hatte im Café Albrighi eben seinen sechsundzwanzigsten Vock ausgetrunken und trat langsam den Heimweg an. Mögen die Verleumder des edlen Gerstensaftes auch behaupten, daß Gambrius ein Feind der Liebesgöttin sei, so ist es doch sicher, daß der Doktor Trinquetal auf seinem Heimwege an die geheimen Freuden einer weiblichen Begegnung dachte. Allein, als er über den Lafayette-Platz ging, sah er unter den lauschigen Bäumen, welche im Abendwinde so geheimnißvoll flüsterten, die Liebenden immer nur paarweise, Männlein und Weiblein; nicht eine einzige einsame Spaziergängerin, bei der er seine Liebeswerbung à la minute hätte anbringen können. Schon wollte er in übler Laune sein Lager auffuchen, als an der Ecke der Rue du Sénéchal einige Worte aus einer Unterredung zweier Unbekannten an sein Ohr schlugen, — einige Worte, bei welchen er Halt machte, ohne eigentlich zu wissen warum? sicherlich nur aus purer Neugierde.

Es war der Professor Gribius, der mit seinem Kollegen Calpestrou über pädagogische Angelegenheiten sprach. Sie stritten über die Sophocles-Übersetzung des Leconte de Lisle und ehe sie sich's versahen, waren sie mitten drin in einer allgemein theoretischen Erörterung über die Anforderungen einer guten Klassiker-Übersetzung und weil der Professor Gribius merkte, daß der Arm seiner Frau, welche dieses Gespräch ganz und gar nicht amüßigte, schwer auf dem seinigen lastete, sagte er seiner Ehehälfte:

— Du bist schläfrig, Céleste. Nimm den Schlüssel aus meiner Tasche und gehe schlafen; ich komme auch bald nach; laß die Hausthüre und auch diejenige unserer Wohnung halb offen, damit Du nicht aus dem Bette steigen mußt, um mir zu öffnen.

— Gute Nacht, Herr Calpestrou! Komm bald, Alterchen!

Und die liebe, kleine Frau ließ es sich nicht zweimal sagen. Sie nahm den Schlüssel und trippelte gähmend davon.

*

So langte sie vor ihrem Hause an, ohne zu merken, daß ihr Jemand folge. Es war der Doktor Trinquetal, der das Gespräch mit angehört und den besonders der Wunsch des Gatten, die Thüren offen zu lassen, interessirt hatte. Die Frau Professorin fuhr entsetzt und entrüstet zugleich auf, als sie an der Schwelle der Hausthüre durch folgende Worte zurückgehalten wurde:

— Madame, ich liebe Sie und wäre Ihnen unendlich dankbar, wenn Sie mich mit hinein ließen.

— Unverschämter! rief Madame Gribius, die sich so gleich wieder faßte.

— Ich weiß nicht, ob Sie mich genau verstanden haben, Madame. Meine Absichten sind nichts weniger als verlegend. Es liegt mir ferne, Sie wie eine Courtisane zu behandeln und Ihnen irgend ein lächerliches Geschenk anzubieten; ich verlange nur einige Augenblicke der Liebe, und wäre es nur, um Sie von den lateinischen und griechischen Unflätigkeiten zu säubern, welche Ihr Herr Gemahl soeben in Ihrer Gegenwart ausgeframt hat.

— Packen Sie sich oder ich rufe nach der Wache!

Doch Frau Gribius, welche Trinquetal bei ihrem Kleide festhielt, machte vergebliche Anstrengungen, hineinzugehen und ihm die Thüre vor der Nase zuzuschlagen. Ohne den kostbaren Stoff fahren zu lassen, warf er sich auf die Kniee und fuhr fort:

— Nun wohl, Madame, gestatten Sie wenigstens, daß ich Sie hier anbete, in der Stille der herrlichen Nacht, unter dem Schimmer der Sterne! Wahrhaftig schade, daß Sie nicht lebenswürdiger sind; denn Sie haben herrliche Augen, in welchen der Jörn Diamanten funkeln läßt und einen anbetungs-

würdigen Mund, welchen die Entrüstung nur noch begehrenswerther macht. Ihr herrlicher Busen wogt wie das grollende Meer und die verführerischen Rundungen Ihres . . .

— Da hast Du Eins in den Deinigen!

Und Trinquetal empfing einen mächtigen Fußtritt auf denjenigen Theil seines Körpers, der in seiner knieenden Position solchen Angriffen am meisten ausgesetzt war. Es war Gribius, der zu Hause angelangt war und ihm in dieser Weise seine Zufriedenheit darüber ausdrückte, ihn zu den Füßen seiner Frau anzutreffen.

Trinquetal schnellte in die Höhe wie eine elastische Feder. Rasch schlüpfte Frau Gribius in das Haus und verschloß die Thüre, hinter welcher sie stehen blieb, um hernach auch ihren Gatten einzulassen.

*

— Ihre Manier ist gar nicht parlamentarisch, mein Herr! sagte Trinquetal, indem er sich die Hinterbacken rieb.

— Gehen Sie Ihres Weges, Elender! und lassen Sie mich in mein Haus hinein!

— Nicht eher, als bis ich Ihnen meine Entschuldigungen vorgebracht habe, Herr Professor. Ich wußte nicht, daß die Dame an ein Mitglied unserer Universität vermählt sei.

— Gut, gut; lassen Sie mich zufrieden!

— Ohne Ihre Vergebung erlangt zu haben — niemals!

— Ich verzeihe Ihnen; gehen Sie nur!

— Zwei Männer von Herz und Gemüth können nur mit dem Glase in der Hand sich versöhnen. Bei Albrighi ist noch offen; erweisen Sie mir die Ehre, mein Herr, dort auf meine Kosten eine Erfrischung nach Ihrer Wahl einzunehmen.

— Sie treiben Spaß mit mir! Ich trinke niemals außer der Mahlzeit.

— Gut, machen Sie heute den Anfang. Nicht alle Tage werden Sie einen Galan zu den Füßen Ihrer Frau antreffen — ich hoffe es wenigstens. Das ist eine jener Gelegenheiten, die man benützen muß, um von seinen alltäglichen Gewohnheiten abzuweichen.

— Ich bitte, verstellen Sie mir doch nicht den Weg!

— Nein! Ich werde mich an Ihren Rock hängen und diesen lieber zerreißen, ehe ich einen so schlechten Eindruck bei Ihnen zurücklasse. Einen Vock, mein Herr! Nur einen Vock, zum Zeichen, daß Sie mir nicht mehr grollen. Wir wollen die Flasche auf das Wohl Ihrer Lukrezia leeren.

Diese klassische Erinnerung packte Herrn Gribius. Er sah übrigens ein, daß er es mit einem Trunkenbold zu thun habe, dessen er sich nicht so leicht entledigen kann, wenn er ihm nicht nachgibt. Auch fühlte er, daß der Streit mit Calpestrou ihm die Kehle ordentlich ausgetrocknet habe.

— Es sei, mein Herr, sagte er. Nehmen wir zusammen ein Glas Bier und lassen Sie mich dann nach Hause gehen.

— Dank, oh Herr, tausend Dank!

Und Doktor Trinquetal schloß den Professor Gribius mit solchem Ungestüm an seine Brust, daß er ihn schier erstickte.

Das Café war noch hell erleuchtet. In einem Winkel saßen zwei hübsche Mädchen, die aus dem Theater gekommen waren, und tranken eine Bavaroise. Trinquetal pflanzte sich mit seinem neu angeworbenen Freunde vor ihnen auf und lud sie schlankweg zum Souper ein. Sie nahmen die Einladung ohne Umstände an. Gribius, der anfänglich ein schiefes Gesicht machte, sagte sich alsbald, daß es sehr unschicklich wäre, vor zwei Damen zu entfliehen; umsomehr, als eine derselben ihm ausnehmend gefiel. Man aß Galantine und dazu Zeller Salat mit Trüffeln. Um vier Uhr Morgens entfernte sich die Gesellschaft, natürlich paarweise, denn Herr Gribius war in einem Zustande, der nicht zu schildern ist. Wohin sie gingen — das weiß ich nicht.

*

Und Frau Gribius? Mein Gott! Als sie gehört hatte, daß der Streit beigelegt ist, hatte sie wieder Muth gefaßt und

die Thüre geöffnet. Dann war sie ganz einfach schlafen gegangen und hatte auch die Thüre ihrer Wohnung offen gelassen.

Allein, die ganze Scene hatte einen stillen Zeugen gehabt: den Advokatur-Gehilfen *Mirandol*, der genau dem Professor gegenüber wohnte. *Mirandol* war seit langer Zeit sterblich verliebt in die schöne Frau *Gribius* und hatte niemals gewagt, es ihr zu sagen; er verzehrte sich in dem stillen Verlangen nach dieser Frau, die er von seinem Fenster aus sah, als lachendes Bild an den sonnigen Scheiben oder als geheimnißvollen Schatten, welcher hinter der durchsichtigen Weiße der Vorhänge in verführerischen *Déshabillés* erschien. Wie oft hatte er an diesem Schattenbilde den tiefdunkeln Wald der aufgelösten Haare gesehen, das Beben der Brüste unter dem frischen Hemd errathen, das über den Kopf geworfen wird, wenn das andere schon zu Boden geglitten und die weißen Füßchen mit den feinen blauen Adern darauf herumtrippeln . . .

Es war eine herrliche Nacht, als *Gribius* und *Trinquebal* unstatthaften Freuden nachjagten, und *Mirandol*, dessen Sinne noch mehr entflammt waren, als gewöhnlich, hatte Alles, was vorgegangen, mit angesehen. Er sah auch, wie die Kerze in dem Zimmer der Frau *Gribius* erlosch und begriff, daß nun Alles finster sei in der Wohnung der *Gribius'schen* Eheleute, deren Thüre offen geblieben war.

Er verlor völlig den Kopf. Wie ein Wahnsinniger eilte er quer über die Straße und drang in die Wohnung des Professors ein . . .

Der Tag brach an, als er das Haus wieder verließ, kurz bevor der niederträchtige *Gribius* heimkehrte.

*

Um acht Uhr Morgens wird bei den *Gribius* an die Thüre geklopft.

— Verzeihung, *Madame Gribius*, sagt *Calpestrou*. Ich komme, um *Gribius* abzuholen, damit wir zusammen ins Colleg gehen.

— Mein Mann ist zeitlich Morgens ausgegangen. Er hat wohl eine Wiederholungsstunde in der Stadt. Ich schlief, als er heimkam, so daß er mich davon nicht verständigen konnte.

Calpestrou, ein vertrauter Freund des Hauses, trat ein. *Madame Gribius* wälzte sich mit einem zufriedenen Lächeln in ihrem Bette. Der Kollege ihres Gatten war überrascht von ihrer frohen Miene.

— Sie scheinen heute sehr zufrieden zu sein?

— Oh, wenn Sie wüßten, was dieser *Gribius*! . . .

Nein! Ich kann es Ihnen gar nicht sagen! . . .

Und die schöne Frau wandte sich erröthend ab.

Dann erzählte sie leise, ganz leise Herrn *Calpestrou*, daß sie noch niemals eine so herrliche Nacht legitimer Ehefreuden erlebt habe. Dem armen *Calpestrou* ward es sehr schwül und er eilte seufzend davon, indem er der schönen Zeit gedachte, als er zwanzig Jahre zählte.

Nach beendigten Vorlesungen kam *Gribius* sehr verstört zu ihm und sagte in stehendem Tone:

— Ach, mein guter *Calpestrou*! Du mußt mich retten! . . .

— Dich retten? Warum denn?

— Ich habe heute Nacht schöne Sachen getrieben.

— Ich weiß es, Wüstling; Deine Frau hat mir Alles gesagt!

— Meine Frau? Sie weiß schon?

— Ich denke, Sie hat gute Gründe, es zu wissen.

— Also ist sie wüthend?

— Wüthend? Im Gegentheil, entzückt!

— Wie? Sie ist entzückt, daß ich mich betrunken habe wie ein Thier, daß ich nicht nach Hause gekommen bin und die Liebesergüsse, die ich ihr schuldig bin, Anderen gewidmet habe!

Calpestrou brach in ein Gelächter aus.

— Mein armer Freund! rief er dann; Du warst betrunken, als Du selber glaubst.

— Wieso?

— Du hast ja zuhause den „verfluchten Kerl“ gespielt und Deine Frau scheint sich darüber gar nicht zu beklagen.

Gribius ward grün und gelb vor Erstaunen. Doch was war zu thun? Ein glücklicher Zufall rettete ihn aus einer schier unlöslichen Verwirrung. *Calpestrou* führte ihn nach Hause, wo seine Frau ihn mit Liebkosungen empfing und ihm sanfte Vorwürfe machte, weil er das Haus so zeitlich verlassen hatte.

Mirandol's Liebesglück hatte sonach keinen Mitwiffer. Die bösen Zungen im *Café Albrighi* behaupten jedoch, daß es nicht ohne Fortsetzung geblieben sei.

Armand Silvestre.



ONBONNIÈRE.

Resignirt.

Eine junge Wittve, die erst vor Kurzem ihren Gatten verloren, trifft beim Ausgang aus der Kirche eine Freundin.

— Nun, wie geht es Ihnen? fragt diese theilnahmsvoll.

— Sehr gut, ich danke.

— Sie gewöhnen sich allmählig an den schweren Verlust?

— Mein Gott! Ich bin nicht eigensinnig und hadere nicht mit der Vorsehung . . .

*

Unter jungen Ehefrauen.

— Gehst Du oft ins Theater?

— Nein; man sieht da nichts als Ehebruch, betrogene Ehemänner und ich will nicht, daß mein Georg . . .

— Aha! Du machst das lieber zuhause ab.

*

Auch eine Beschäftigung.

Ein reduziertes Individuum von der bekannten Gattung, die man in Paris *Alphonse*, in Berlin *Louis* nennt, wird vor den Polizei-Kommissär gebracht.

— Ihre Beschäftigung? fragt der Beamte.

— Ich bin eine Stütze der Wittwen und Waisen!

*

Höflichkeit.

Ein Trunkenbold wackelt lange über die Straße, bis er endlich, plumps, auf sein Schwergewicht niederfällt.

— Sind das aber höfliche Leute! brummt der Aufgeräumte. Da stellt mir einer einen Lehnstuhl her, just da ich mich setzen wollte.

*

Hoffnungslose Zukunft.

Herr *K.*, der eine sehr stürmische Jugend hinter sich hat, verläßt eben das Standesamt und führt seine junge Frau am Arme. In dem Augenblicke, da man die Droschken besteigen soll, um in die Kirche zu fahren, hält seine Schwiegermutter ihn zurück und sagt ihm:

— Lieber Schwiegersohn, jetzt ist's aber aus. Ich hoffe, daß Sie keine dummen Streiche mehr machen werden.

— Beruhigen Sie sich, Schwiegermama; das ist der letzte, den ich gemacht habe.



— Schau, Lili ist wieder mit dem Nefen des alten Grafen P.?
 — Ja, der Onkel gönnt sich eine Erholungsperiode und will den Schatz nicht aus der Familie lassen.



Betrachtungen eines Schwimm-Meisters:

— Merkwürdig, diese kleine Baronin! Mit jedem Jahre werden ihre Beine dünner und ihre Höschchen kürzer: wo will sie da hinkommen?

Beltratte Eiferlicht.

Lucy fürchtete sehr, ausgezankt zu werden, vielleicht gar gepöbeln zu werden. Im Grunde hatte sie nichts Schlimmes getan. Sie war bei ihrer Base zu Besuch gewesen, die in der Vorstadt Montmartre wohnt; dort hatte sie Bezigue gespielt, Maroni gegessen und dazu einen leichten Schaumwein getrunken, ganz wie die Grisetten. Kurz, sie hat den Abend höchst anständig zugebracht. Und dennoch war sie unruhig, während sie die fünf Stockwerke hinaufstieg, denn es war zwei Uhr Morgens. Wird Ludovic an die Base glauben, an das Bezigue, die Maroni und den Schaumwein? Er war im Stande, den schlimmsten Verdacht zu fassen. Die Männer sind so eigenthümlich! . . . Lügt man ihnen was vor, so glauben sie es; sagt man ihnen die Wahrheit, so zweifeln sie daran. Ludovic warf ihr jeden Augenblick Vergehen vor, an die sie gar nicht dachte; fragte sie oft: „wen betrachtest Du?“ — wenn sie gar Niemanden betrachtete; doch fiel es ihm niemals ein, auf dem Balkon zur nämlichen Zeit frische Luft zu schöpfen, wenn ihr Nachbar, ein sehr hübscher junger Mann, jenseits der Schranke, welche die beiden Balkons trennt, frische Luft schöpfte. Wohl gemerkt: Lucy war weit entfernt, die geringste Zuneigung für den jungen Mann zu fühlen, der nebenan wohnte; aber schließlich war sie nicht blind und hatte bemerkt, daß er auf den sehr rothen Lippen einen sehr braunen Schnurbart hatte. Das war Alles . . .

Also, Lucy hatte Furcht, als sie in jener Nacht die Treppen hinaufstieg. Was wird geschehen? Sie wußte, daß ihr Freund sehr jähzornig sei und selbst vor Gewaltthätigkeit nicht

zurückschrecken und obgleich sie sich unschuldig fühlte, betrat sie mit Angst und Zagen ihre Wohnung.

Es geschah nichts Arges. Ludovic fragte sie nicht einmal, woher sie komme, sondern wartete geduldig auf ihre Erklärungen, bedauerte sie, daß sie zu Fuße durch die menschenleeren Straßen gekommen sei, in dieser kalten, regnerischen Nacht . . . „Wärme Dich, ehe Du zu Bette gehst, mein Schatz! sagte er. Ich habe das Feuer unterhalten, wie Du siehst; weil ich mir dachte, daß die Wärme Dir wohlthun werde.“ Niemals hatte er sich so zuvorkommend, so zärtlich gezeigt.

Anfänglich fühlte Lucy einigen Argwohn. Bei den Eifersüchtigen sieht man oft sehr gefährliche Tücken. Unter diesem liebenswürdigen Scheine birgt sich vielleicht irgend ein schreckliches Vorhaben, das plötzlich losbrechen wird. Aber er lächelte so gütig, so vertrauenerregend, daß sie sich bald wieder beruhigt fühlte. Nachdem sie den Hut abgelegt hatte, nahm sie vor dem Kamin Platz; er kniete vor ihr nieder, zog ihr die Schuhe von den kleinen, zitternden Füßchen, nahm diese Füßchen in seine Hände und küßte sie. Oh, wie glücklich war sie! Alles gestattete sie ihm was er wollte. Sie widersetzte sich nicht, als er mit linker Hand die Knöpfe ihres Leibchens öffnete, die Pänder des Mieders und der Röcke löste, ihre Strumpfbänder abstreifte; und als sie endlich fast nackt war, daß ihre rosige Haut durch den feinen Battist schimmerte, ließ sie sich ruhig in das Schlafzimmer führen, mit einem Lächeln auf den Lippen, das nichts sehnlicher verlangte, als sich in einen Kuß zu verwandeln . . .

Aber, jetzt änderte sich die Scene mit einem Schlage.
 — Haben Sie wirklich gedacht, Madame, — schrie

Ludovic im höchsten Zorne — haben Sie wirklich gedacht, daß die Sache so ablaufen werde?

— Wie? Was? Was ist Ihnen denn? fragte sie.

Er eilte zum Fenster, öffnete dasselbe und stieß die Läden auf. Man sah die schwarze Nacht und in derselben den bleichen, nebeligen Schimmer des Regens.

Dann fuhr er fort:

— Ich weiß nicht, woher Sie kommen. Sicherlich von irgend einem Geliebten. Antworten Sie nicht; denn Sie würden doch nur lügen. Sie haben meiner Schwäche zu viel zugemuthet; ich werde Sie fürchterlich züchtigen. Hinaus von da, Madame! In der Kälte und im Regen werden Sie die Nacht vollenden, die Sie in den Armen eines Liebhabers begonnen haben.

Er umfaßte sie mit kräftigen Armen und trug sie hinaus auf den Balkon, dessen Thüre er sogleich hinter ihr schloß.

*

Hier stand sie nun allein, im Battisthemd, wahnsinnig vor Furcht, vom Frost geschüttelt. Er hatte die Vorhänge herabgezogen, um die Klagen seines Opfers nicht zu hören. Im Gefühle seiner befriedigten Rache ging er auf und ab, wie ein Tiger in seinem Käfig. Keine Regung des Mitleides keimte in seiner Brust; er bedauerte, daß man noch nicht im strengen Winter war. Diese November-Nacht war nicht kalt genug.

Er schob die Vorhänge auseinander, um sich an ihren Klagen zu weiden. Aber er hörte jetzt ihr Wimmern nicht mehr; es war draußen still geworden. Darüber ward er noch mehr wüthend. Also, sie klagt nicht einmal; sie will lieber erfrieren, als ihn bitten! . . . Also schlimmer für sie. Je hochmüthiger sie ist, desto barbarischer wird er sein. Anfänglich hatte er die Absicht, sie nur einige Minuten, höchstens eine Viertelstunde draußen zu lassen; das würde genügt haben, um ihr für immer eine Lektion zu geben. Aber sie schwieg; sie flehte nicht um Gnade! Wohl denn! Sie wird bis zur Morgendämmerung auf dem Balkon bleiben!

Und so that er auch wirklich. Schon waren vier Stunden verflossen, seitdem er Lucy auf den Balkon hinausgetragen und sie beklagte sich noch immer nicht! Sie hatte sich augenscheinlich in ihr Schicksal gefügt oder war vielleicht ohnmächtig geworden. Erst als das Licht der Morgendämmerung durch die Spalten der Fensterläden drang und schmale Streifen auf den Teppich warf, vernahm er eine leise Stimme, welche draußen sprach:

— Ludovic! Der Tag ist angebrochen! Es wäre gut, daß Sie mich wieder einließen, denn es wäre unschicklich, daß die Leute da drüben mich in diesem Zustande auf dem Balkon sehen. Mein Hemd ist ganz durchsichtig . . .

Ludovic erwiderte:

— Es sei; kommen Sie! Sie verdienen kein Mitleid, aber ich will die Wohlanständigkeit bewahren.

Und er öffnete das Fenster.

Lucy erschien weiß und rosig im grauen Lichte der Dämmerung; es war, als würde das Morgenroth durch das Balkonfenster in das Zimmer dringen.

Und merkwürdig! — sie zitterte kaum; und keine Thräne glänzte in ihren Augen und keine Klage kam über ihre Lippen. Im Gegentheil, ein liebliches, zufriedenes Lächeln umspielte ihren Mund. Oh, die liebe, kleine Person!

Er begann mit grausamer Ironie sie zu necken.

— Haben Sie eine gute Nacht verbracht, Madame? Ich fürchte, daß Ihnen ein wenig kalt war? . . .

— Kalt? Nicht sehr, mein Freund!

— Wie? Haben Sie vielleicht einen Mantel mitgenommen?

— Keinen Mantel; aber es war noch Feuer da.

— Feuer? Wo denn? Auf dem Balkon?

— Nein; in dem Kamin des Nachbars.

Ca'ulle Mendès

À la Klapphorn.

Dem Mädchen hatte der Jüngling ein Geheimniß anvertraut und hatt' sie beschworen zu schweigen, als bis sie wär' seine Braut. Sie hatt' ihm's gelobt und versprochen, doch ehe verging ein Jahr, — Das böse Geheimniß, ach, aller Welt verrathen war.

*

Es schien so schön der Mond in lauer Sommernacht,
Im stillen Garten hielten nur er und sie noch Wacht.
Sie saßen und redeten nichts — ein Wörtchen sagte sie doch:
Wenn der Mond sich hatt' verkrochen, dann flüstert sie zärtlich: Noch!

(4)

ZOHAR.

Zeitgenössischer Roman von Catulle Mendès.

Deutsch von Armin Schwarz.



Stephana kniete vor dem Betstuhle nieder.

— Sprechen Sie das Confiteor.

Stephana murmelte schnell die gebräuchliche Formel.

— Und nun höre ich Sie.

Die Büsserin begann nun zu sprechen, mit gesenktem Haupte, mit leiser Stimme, ganz wie vor dem Beichtstuhl.

Kaum hatte sie einige Worte gesprochen, als die Mutter Angelika erbebend und mit entsetzten Blicken einen Klageruf ausstieß, einen langen, langen Schrei, wie der eines schwachen Thieres, das abgeschlachtet wird. Sie richtete sich empor und wick, die Hände in die Luft gestreckt, in einen Winkel der Zelle zurück, wo sie zu Boden sank.

Und sie fuhr fort, zu klagen und zu jammern.

IV.

Einige Tage nach diesen Vorgängen befand sich Leopold von Roquebrussane allein in der Bibliothek, im zweiten Stockwerk seines Hôtels. Die Lampe mit ihrem Schirm von mattgeschliffenem Glase erhellte nur einen Theil des Tisches, der mit Büchern und Papieren bedeckt war. Das weite Gemach mit seinem schwarzen Getäfel machte einen etwas schwermüthigen, altehrwürdigen Eindruck.

Herr von Roquebrussane saß, den Kopf auf den Ellbogen gestützt, am Tische und betrachtete mit starren Blicken einen vor ihm liegenden uneröffneten Brief, der das Poststempel trug.

Er war ein Mann mit sanften, sinnigen Zügen, welche die Ermüdung der zu Ende gehenden Jugend zeigten, obgleich er kaum mehr als 32 Jahre zählte. Alterte er vor der Zeit in Folge der afrikanischen Fieber — wie die Marchisio glaubte,

die noch immer auf das Vermögen wartete, das ihr einmal schon ent schlüpft war — oder vermochte er, schwächlich geboren, die mannigfachen Ausschreitungen nicht zu ertragen, welchen er seit einigen Monaten sich hingab? Es war erstaunlich zu sehen, wie dieser lebenswürdige und feine, religiös veranlagte Cavalier, der im Blick, in Worten und Geberden eine fast frauenhafte Zartheit und Schamhaftigkeit verrieth, sich an wüsten Ausschweifungen betheiligte, von welchen schon der gute Geschmack, wenn nicht der moralische Sinn, ihn hätte zurückhalten sollen. Seine Arbeiten von ehemals, seine Reise schilderungen, ethnographischen Studien und die Ordnung seiner verstreuten Notizen — Alldies hörte eines Tages plötzlich auf, ihn zu interessiren. In den Gesellschaftskreisen, welchen er angehörte, war es bekannt, daß er seine Nächte in den Spielhöhlen und in den Separatzimmern der Restaurants in der Gesellschaft von schamlosen Dirnen zubrachte. Am frühen Morgen verließ er diese Schlupfwinkel bleich, verstört, erschöpft und wankte seiner Wohnung zu.

In neuester Zeit hatte sich eine Bänkelfängerin durch ihre schamlosen Toiletten und ihr ausgelassenes Treiben berüchtigt gemacht. „Artistin“ geworden, blieb sie doch ein Freudenmädchen, diese Loulou=Antoine, welche Herr von Roquebrussane zu seiner Maitresse gemacht hatte. Leopold prunkte mit dieser Verirrung seiner Phantasie. Man sah ihn überall mit diesem nichts weniger als schönen, sehr großen, sehr starken, rothhaarigen Mädchen. Einige alte Pariser, die den General von Roquebrussane gekannt hatten, sagten sich: Wie der Vater, so der Sohn. So erklärten sie sich leicht hin diese auffällige Erscheinung. Allein, es gab hinter diesem Betragen Leopolds vielleicht eine dunkle, geheimnißvolle Ursache, welche der allgemeinen Beobachtung entging. Einer Kameradin, die ihr einmal sagte: „Du hast jetzt eine gute Versorgung!“ erwiderte Loulou=Antoine: „Und gar nichts zu thun dafür!“ Ueberdies zeigte Leopold in der scheinbaren Niedrigkeit seiner Ausschweifungen keineswegs jen's rohe Ungestüm, wie einst sein Vater, er blieb vielmehr ruhig, schüchtern, fast traurig . . .

Noch immer betrachtete er den Brief, der unerbrochen vor ihm lag. Die Adresse zeigte eine Frauenschrift, aber feste, gleichmäßige Züge, welche einen starken Willen verriethen. Einmal streckte er die Hand nach dem Briefe aus, als ob er entschlossen wäre, ihn zu erbrechen. Doch hielt er wieder inne und sagte mit lauter Stimme: „Nein!“ Und seine Augen, die sich vorübergehend erhellt hatten, nahmen wieder den matten Ausdruck von früher an. Dann wandte er sich hastig zum Kamin und schleuderte den Brief ins Feuer, wo derselbe bald zu Asche wurde.

Jetzt saß er wieder auf den Tisch gestützt, das Gesicht in den Händen verborgen, und langsam rollte eine Thräne durch seine Finger und fiel auf die Stelle, wo vorhin der Brief gelegen war.

Jetzt entstand im benachbarten Vorzimmer ein plötzliches Geräusch; dazwischen gab es erstaunte Ausrufe der herbeieilenden Dienerschaft, das ganze, fröhliche Durcheinander, das Jemandes unvorhergesehene Ankunft hervorbringt. Endlich ward die Thüre aufgerissen und:

— Da bin ich! rief Justin Cardenac, indem er seinem Freunde an den Hals flog.

— Du bist's?

Die beiden Männer hielten sich lange umschlungen. Seit einem Jahre hatten sie sich nicht gesehen; Cardenac hatte das Nigertal bereist und nur selten etwas von sich hören lassen. Durch die Umarmung einander wieder näher gebracht, wurden ihre Herzen von Freude geschwellt und eine Menge angenehmer Erinnerungen in ihnen erweckt: die Freundschaft der Kindheit, die Illusionen, die Projekte, die ersten Reisen, die gemeinschaftlichen Gefahren, die in traulichem Geplauder verbrachten Nächte, nach dem frugalen Abendessen, unter einem Himmel mit neuen Gestirnen, während ringsumher in ungleichen Gruppen die Kameeltreiber und die Thiere schliefen; die Flüsse, die man mit dem Karabiner zwischen den Zähnen, unter dem Pfeilhazeln der Schwarzen durchschwamm . . .

Cardenac machte sich zuerst los; die Hände auf die Schultern Leopolds legend hieß er diesen, sich am Tische, im Lichte der Lampe niederzusetzen.

— Laß' Dich anschauen! sprach er.

Und indem er die Augenbrauen zusammenzog, fügte er hinzu:

— Bist Du krank?

— Nein; ich versichere.

— Du bist krank. Deine Augenränder sind geröthet und Deine Lippen bleich wie die eines blutleeren Mädchens. Leidest Du?

— Ich bin ein wenig ermüdet; das ist Alles.

— Ha, Euer verdammtes Paris! Das saugt Euch aus und entmannt Euch! Es ist das Weib unter den Städten, das Weib Europa's! Und was für ein Weib! Weder Fleisch, noch Blut, noch Knochen! Schminke, und nichts dahinter! Als ich den Bahnhof verließ, glaubte ich einen Parfümerie-Laden zu betreten; dieser Geruch wird demjenigen, der sich seiner entwöhnt hat, nur noch empfindlicher; er stieg mir in die Nase, er verfolgte mich auf der Straße, im Fiaker, auf Deiner Treppe; ich verspüre ihn auch hier bei Dir wieder. Was Euch entnervt, ist nicht das Leben zwischen vier Wänden, beim Lichte des Gases, das die Luft absorbiert; nein: es ist das Keispulver. Duftend oder stinkend steigt es überall auf, aus den Theatern, Kaffeehäusern, Kaufläden, Werkstätten, Kanälen; es verbreitet sich unsichtbar wie ein Miasma. Nun beurtheile die Wirkung, welche die fortwährende Aufnahme von all dem Keispulver in der menschlichen Maschine hervorbringen muß, dieses Pulver, das sich auf den Magen, auf die Lunge, auf das Herz und auf das Gehirn legt?

Justin Cardenac merkte, daß er drollig werde und brach in ein Gelächter aus. Er hatte viel Herz und wenig Geist; ein Held, der aus Gutmüthigkeit den Commis voyageur spielt. So lange sie in Paris lebten, hatte der zarte, empfindliche Roquebrussane von der ungestümen Art seines Freundes, von seinen Verstößen gegen den guten Geschmack viel zu leiden. Aber tausend Meilen weit vom Pariser Boulevard, in der Verblüffung vor dem in tausend Formen auftretenden Unbekannten, vor den Seen, Flüssen, Wäldern, Sandwüsten, Menschen, Thieren, am Morgen nach einem Hinterhalt und am Vorabende eines Ueberfalls, zwischen Dunst und Dunst, zwischen Fieber und Fieber: da war diese Heiterkeit herrlich, unbezahlbar.

— Schau mich an! fuhr Cardenac fort. Ich habe in Ju-ju-Twon das gelbe Fieber, in Omodevo die schwarzen Blattern gehabt; ich bin allein, ohne Waffen und ohne Nahrungsmittel, vier Tage und vier Nächte durch die ausgetrockneten Tümpel von Ubunife gewandert, ohne etwas Anderes zu essen, als Mangroven-Wurzeln, die mir den Gaumen und das Zahnfleisch zerrissen; in meinem grausamen Durste habe ich mein eigenes Blut getrunken. Nun denn, schau mich an!

Er setzte sich nun seinerseits in das volle Licht der Lampe und zeigte sein mageres, gesundes Gesicht mit der festen Haut und den harten Runzeln, gebräunt und geröthet zugleich, das Gesicht, wo in den lebhaften Augen und dem frischen Munde seine kräftige Gesundheit und seine gute Laune sich verriethen. Dann schlug er mit beiden Fäusten auf seine breite, feste Brust und rief: „Ist das ein Kasten, wie?“

Doch seit einer Weile hörte Herr von Roquebruffane nicht mehr zu, wengleich seine Miene eine lächelnde Aufmerksamkeit verrieth. Nach der ersten Freude des Wiedersehens war er bald wieder in seine gewöhnliche Schlassheit zurückgesunken. Er spielte zerstreut mit einem englischen Federmesser, dessen fünf Klängen offen standen, während der Andere fortfuhr zu schwätzen:

— Und ich befinde mich wohl, weil ich zufrieden bin; und Du wirst es auch sogleich sein. Zwei Nachrichten bringe ich Dir, mein Freund! Vor Allen: erkläre ich Dir, daß Doktor Blake und Professor Tempel ausgemachte Esel sind. Die wollen Geographen oder Forscher sein? Da kann ich nur lachen! Sie wagten zu behaupten, daß der Meodowbank, ein Nebenfluß des Niger, im Berge Okéri, im Lande der Bassa's entspringt. Nun denn: das ist unwahr! Ich bin den Lauf dieses Nebenflusses hinaufgegangen und habe mit eigenen Augen gesehen, daß der Meodowbank, schmal wie ein Bach, dem Enskine-See entspringt, fünfhundert Fuß über dem Meeres-Niveau, im Lande der Wefas. Du mußt wohl eine Karte von Zentralafrika haben; ich werde Dir den wahren Lauf des Meodowbank zeigen.

— Ja, sogleich, entgegnete Leopold gelangweilt. Und die andere Nachricht?

— Ach, ja, die andere Nachricht; die geht Dich an.

— Mich?

— Nicht genau Dich, aber Deine Schwester. Wo ist die Karte von Afrika?

Leopold fuhr überrascht auf, so daß jetzt sein Gesicht im Schatten war.

— Du hast Fräulein von Roquebruffane gesehen? fragte er in knappem Tone.

— Nein; wo sollte ich sie gesehen haben? entgegnete Cardenac, dessen Augen überall nach der Karte forschten. Aber, ehe ich nach Paris kam, hielt ich mich einige Zeit bei meiner Mutter in Castel-Lauterès auf und von ihr habe ich es erfahren. Doch, was erzähle ich Dir da? Stephana hat Dir doch geschrieben und Du bist von dem Abenteuer unterrichtet, oder doch wenigstens von einem Theile des Abenteuers.

— Ich habe keinen Brief erhalten, sagte Leopold mit einem raschen Seitenblick nach dem Kamin. Aber, um Gotteswillen! höre doch auf, diese Karte zu suchen!

— Du bist nervös.

— Es sei; also Fräulein von Roquebruffane? . . .

— Beruhige Dich, es ist eine gute Nachricht. Deine Schwester wird das Kloster verlassen und meine Mutter gedenkt sie mit dem Herrn Roger Sourdeval zu verheirathen. Du kennst ihn wohl; Ihr habt Euch in Lauterès gesehen. — Aber was ist Dir denn? Mein Gott, Du wirst ohnmächtig! rief Cardenac, indem er zu Leopold eilte, der sehr bleich in einen Fauteuil gesunken war und den Kopf auf die Brust fallen ließ.

— Es ist nichts; ich habe durch Unachtsamkeit meine Hand auf diese Federmesserklängen gepreßt; schau, ich blute . . .

— Weib! brummte Cardenac die Achsel zuckend.

Und er wandte sich gegen die Bibliothek, um einen Atlas zu suchen. Er hatte jetzt nur einen Gedanken: seinem Freunde den wahren Lauf des Meodowbank zu zeigen. Er hörte nicht den keuchenden Athem Leopolds. Dieser erhob sich langsam und lehnte sich an den Kamin und klammerte sich rückwärts mit den Händen an das Gesimse desselben; so stand er da mit hoch aufgerichtetem Kopfe, so daß seine verstörten Züge im Dunkel nicht sichtbar waren. Endlich sagte er mit einer Stimme, der man ein leises Beben kaum anmerkte:

— Also wirklich? Fräulein von Roquebruffane will die Ursulinerinen verlassen? Sie ist im Kloster erzogen worden; sie hat ihr Noviziat begonnen; sie war im Begriff, den Schleier zu nehmen und nun verlangt sie plötzlich, in die Welt zurückzukehren? Es muß ihr etwas Außerordentliches widerfahren sein, um eine solche Aenderung ihrer Absichten hervorzubringen.

— Es ist ihr nichts Anderes widerfahren, als daß sie neunzehn Jahre alt ist. Ein Mädchen wird im Kloster erzogen und kennt nichts Anderes als die Kapelle und die Orgel und ihre Gebete; sie erwartet mit Sehnsucht den Tag, da sie sich mit dem himmlischen Bräutigam vermählen wird; da ereignet es sich, daß sie eines Tages, oder eines Abends — denn es geschieht zumeist Abends — sich sagt: „Es wäre mir gar nicht unangenehm, am Arme eines jungen Mannes, der einen braunen Schnurbart hat, einen Walzer zu tanzen. Warum? Weil sie ein kleines Mädchen war und nun ein Fräulein geworden ist; es ist der Frühling und sie sieht den ganzen Tag die Sonne und sieht die Vöglein im Klostergarten herumflattern; sie hat Alldies auch früher gesehen, aber ihre Kindesaugen haben es nicht bemerkt. Kurz, sie ist entschlossen, auf den Ball zu gehen und wenn man ihr nicht die Thüre öffnet, so geht sie durch das Fenster. Deine Schwester hat es aber nicht nöthig gehabt, durch das Fenster zu gehen. Die Oberin der Ursulinerinen zu Remours ist, wie es scheint, eine sehr wackere Dame; Stephana hat sich mit ihr auseinandergesetzt; dann hat sie meiner Mutter geschrieben, die sie die nächste Woche, nach den Ostern, abholen wird, um sie bei uns, auf dem Lande, zu behalten. Aus ist's mit dem Klosterleben! Das sind Dinge, die sich alle Tage ereignen. Ueberraschend ist nur, daß sich bei Dir keine Karte von Zentral-Afrika findet.

(Fortsetzung folgt.)

Caviar's Post.

Herrn Dr. Ludwig Katona. Wir bitten um Ihre genaue Adresse.